

Porträt-Interview mit Eleonore Wiedenroth-Coulibaly, Tony Sender-Preisträgerin

Eleonore Wiedenroth-Coulibaly hat eine lange bestehende Reise als Aktivistin hinter sich. Sie war an einigen der größten Momente der modernen, deutschen Schwarzen Geschichte beteiligt: Der Veröffentlichung des Buches "Farbe bekennen", an dem auch die bekannte Dichterin May Ayim beteiligt war und der Gründung der ISD, dem ersten Verein von afrodeutschen Menschen in der deutschen Diaspora.

Wer könnte eine so eindrucksvolle Person besser vorstellen als die Preisträgerin selbst? Wir haben ihr ein paar Fragen zu ihrer Arbeit gestellt:

Sie sind nun schon seit über 35 Jahren politisch aktiv, wie begann diese Reise?

1 Ich denke, die Reise begann mit meiner Geburt – in ein Deutschland, das sich zwar nominell als demokratisch und als postnationalistisch positionierte, de facto aber war das rassistische, faschistische Gedankengut in meiner Kindheit noch sehr anwesend, was sich in Selektions- und Ausschlusspraktiken ausdrückte. Und das wurde auch nicht hinterfragt. Meine Kindheit war geprägt von Diskriminierung, institutionell, strukturell, individuell – auf allen Ebenen. Die Menschen sprachen sich nicht unbedingt gegen mich aus – mir ins Gesicht schauend, aber rassistische Sprache und kolonialrassistische Bilder dominierten meine Kindheit.

Politiker diskutierten noch in den 50er Jahren ernsthaft, ob und wie sie sich der Schwarzen Kinder (damals anders und diskriminierend benannt) entledigen könnten, sei es durch Auslandsadoptionen oder durch Wegschluss in *spezielle* Kinderheime. In den Akten wurde bis in die 60er Jahre noch vermerkt, wie die Kinder rassistisch markiert und sondiert wurden. Das Jugendamt spielte – ungebrochen – eine unrühmliche Rolle bei alledem. Damals, und bis zu einem bestimmten Grad auch heute, „provozierte“ ich diese Automatismen und Praktiken allein durch mein Dasein. Meine Lebensrealität machte mich sehr zurückhaltend und zurückgezogen, dabei war ich aber auch immer „widerspenstig“, wie die Erwachsenenwelt meinen Selbsterhaltungstrieb bewertete.

In meiner Jugend formte sich die Gewissheit, dass ich einen ganz eigenen Weg, meinen Weg finden musste, gegen alle oder gerade wegen der vielen Ansagen, die mir im Grunde meine Daseinsberechtigung absprachen.

Als junge Erwachsene erprobte ich dann bewusst meine Widerspenstigkeit auf der Suche nach mir selbst. Dazu gehörte, dass ich aus meiner Isoliertheit ausbrechen musste, ich brauchte Menschen, die meine Erfahrungswelt – zumindest gefühlt – teilten. Ich brauchte Menschen, die mit mir fühlten, die mich bestärkten, die mich sein oder werden ließen. Auf dieser Suche entdeckte ich nach und nach Potenziale; ich las viel, stürzte mich auf Schwarze Literaturen vor allem in englischer Sprache, übersetzt gab es nichts Relevantes und meine zweite Fremdsprache Französisch blieb mir noch sehr lange verschlossen; ich reiste so viel, wie ich konnte und lernte immer mehr Menschen kennen, die mir vorbehaltloser begegneten, als ich dies gewohnt war.

Viele von ihnen waren keine „Bio-Deutschen“ (ein späterer Neologismus, der ja nicht so unbedingt greift, denn eigentlich zähle ich mich auch zu den Bio-Deutschen, werde nur nicht als solche klassifiziert). So formte ich meine eigenen Gedanken, ansatzweise auch meine Ideale, meine Gefühle von Selbstliebe, meine eigene Welt, in der ich genesen konnte, ... bis zu einem gewissen Maß.

Das waren also die Anfänge meiner Reise, die notwendigerweise immer auch schon politisch war, denn Widerstand, auch auf der persönlichen Ebene, ist politisch. Aber Mitmachen und den Status Quo erhalten ist auch politisch, scheint nur weniger Kraftakte zu provozieren.

1986 erschien das bahnbrechende Buch „Farbe bekennen“, an dem auch Sie mitschrieben. Welche Bedeutung hat dieses Werk heute für Sie?

„Farbe bekennen“ in the making – das war im Sommer 1985. Zuvor hatte ich an einer Filmreportage teilgenommen, die wohl über Fasia Jansen zustande gekommen war. Fasia kannte ich damals nicht wirklich, aber ich war ihr einmal auf einem Friedensmarsch in Bonn begegnet und wir hatten Kontakte ausgetauscht. Damals war ich allein schon davon sehr beeindruckt, dass sie meine, „deutsche“ Geschichte mit mir teilte und dabei so viel älter war als ich. Sie war Überlebende des Holocaust, der Vernichtungsmaschinerie im NS, die ja auch Schwarze Menschen traf – was ich erst im Laufe der Zeit lernte, durch eben solche persönlichen Begegnungen.

2

Die Begegnung mit Fasia war augen- und herzöffnend, auch wenn wir kaum aktiv Kontakt hielten. Die Reportage behandelte mehrere Schwarze Menschen, die von einer (damals noch selbstverständlich *weißen*) Journalistin aufgespürt und interviewt wurden. Meine Teilnahme sah ich als Chance und knüpfte sie an die Bedingung, dass ich die Kontakte der anderen interviewten Personen bekam.

Damit ergriff ich zum ersten Mal in meinem Leben die Initiative, andere Schwarze, in Deutschland aufgewachsene Personen, anzusprechen. Aus diesem ersten Impuls heraus entwickelte ich mich langsam zur Community-Arbeiterin, denn mit einer ersten Ansprache war es ja nicht getan. Da taten sich Welten auf, Welten des Schmerzes, der unterschiedlichen Überlebenswege, der unterschiedlichen Perspektiven auf das zukünftige Leben.

Während ich also diese Vernetzungsarbeit bereits begonnen hatte, wurden May Ayim und Katharina Oguntoye auf mich und auch auf Helga Emde aufmerksam und so wurden wir beide angesprochen, in dem eigentlich Berlin-zentrierten Buch auch unsere Perspektiven und Stimmen mit hineinzugeben. Das Buch ist die allererste Publikation von Schwarzen Frauen/Menschen in der Bundesrepublik Deutschland, ich freue mich, dass das Schicksal mich an der Entstehung hat teilhaben lassen.

Als die ISD ihr 30-jähriges Jubiläum plante, gab es – mit Blick auf die bahnbrechende Einzigartigkeit von „Farbe bekennen“ – das Projekt, einen neuen Sammelband zusammenzustellen, in dem sich die inzwischen erlebten, selbst losgetretenen Bewegungsgeschichten und damit viele Einzelgeschichten unserer Mitstreiter:innen spiegeln sollte. Heraus kam der Sammelband „Spiegelblicke. Perspektiven Schwarzer Bewegung in Deutschland“ (2016), herausgegeben von 6 Frauen (eine davon ich) mit über 50 Autor:innen und Künstler:innen. Außerdem werden in den verschiedenen Beiträgen und zusammengefasst am Ende des Buches weiter über 50 Namen genannt von

Bewegungsbeteiligten im ganzen Land, um einen kleinen Eindruck davon zu geben, wie viele Menschen an solchen Bewegungszusammenhängen teilhaben.

Die Genannten sind bei weitem noch nicht alle, denn eine Bewegung lebt von den vielen lokalen Initiativen, manche punktuell, manche über längere Zeiten andauernd, über die Jahrzehnte hinweg. Wir können nicht alle nennen, aber wir können den Blick öffnen und prinzipielle Wertschätzung ausdrücken.

Und es geht immer weiter, wir sind viele und wir werden, auch demografisch, immer mehr. Wir melden uns zu Wort, mischen mit, sind widerständig und schaffen uns oder erweitern unsere Lebensräume.

„Farbe bekennen“ war vor allem ein literarischer Start auf die Bühne und hat seither viele ermutigt, selbst zu schreiben, zu performen, Bühnen für sich zu schaffen, ihre Stimmen zu erheben.“

Ebenfalls in den 1980ern wurde die ISD gegründet (heute: Initiative Schwarze Menschen in Deutschland), wie kam es damals zu diesem Zusammenschluss Schwarzer Menschen in Deutschland?

Die ersten Schwarzen Menschen, die nach dem Nationalsozialismus in Deutschland geboren wurden, erblickten 1946 das Licht der Welt. Sie wuchsen weitestgehend stigmatisiert und in ihrem Schwarzsein in der weißen Dominanzgesellschaft vereinzelt auf.

Auch ich bin 1955 noch immer in eine solche Situation hineingeboren. Bildung, Ausbildung, Lebensperspektiven waren den meisten nicht in die Wiege gelegt worden und doch – viele hatten die harte, ablehnende Erwachsenenwelt überlebt und suchten nun nach eigenen Wegen, einige brannten darauf, sich Gehör zu verschaffen und aus den Zwängen auszubrechen.

1985 waren wir erwachsen, waren bereit, uns Gehör zu verschaffen. Eine andere Generation von „Erstgeborenen“ kam ebenfalls 1985 in Berlin zusammen. Es waren die Söhne und Töchter von afrikanischen Studenten, die ab 1960, nach der nominellen Unabhängigkeit ihrer Länder, u.a. nach Deutschland (West und Ost) kamen, um hier zu studieren. Ein Bleiberecht wurde ihnen gesetzlich verwehrt, weshalb auch ihre Kinder weitgehend ohne Schwarze/afrikanische Eltern aufwuchsen. Unter diesen ersten Studierenden waren nur wenige Frauen; die Afrikanerinnen, wenn sie hier mit *weißen*, deutschen Männern Kinder bekamen, blieben eher hier im Land, aber das war erst einige Jahre später.

In Berlin taten sich also, angeregt durch Audre Lorde, einige Schwarze, in Deutschland geborene Studierende zusammen und fanden für ihre Identität den Begriff „afro-deutsch“, den May Ayim durch das Buch „Farbe bekennen“ und auch durch ihre Poesie etablierte. Gleichzeitig hatten wir in Frankfurt und im Rhein-Main-Gebiet ganz andere, sehr diverse Herkünfte und auch gesetzlich reglementierte Aufenthaltsbedingungen; hier kamen wir, ebenfalls auf der Suche nach einer nicht diskriminierenden Eigenbezeichnung auf den Terminus „Schwarze Deutsche“ als politischen Kampfbegriff. Beide Bewegungen verschmolzen schon 1985 miteinander in der „Initiative Schwarze Menschen in Deutschland“. Die Zeit war reif, dass sich die Erwachsenen selbst und ihre Situation und Lebensbedingungen bestimmten.

Uns einte von Anfang an das Verständnis dafür, dass wir unter anderem unsere Geschichte/n entdecken und schreiben mussten, um uns in die Gegenwart

einzuschreiben, damit nicht nur physisch und wortwörtlich zu überleben und in die Zukunft Perspektiven zu entwickeln. Und so begann also unsere Bewegung.

Nun existiert und arbeitet die ISD seit 37 Jahren, was hat sich in Ihrer eigenen Arbeit seitdem verändert?

Als eine der Mitgründerinnen habe ich vor über 37 Jahren mit dafür gesorgt, dass wir als Schwarze Menschen als Teil dieser Gesellschaft heute wahrgenommen werden. Das war damals kein bisschen selbstverständlich. Mir wurde in einem Gespräch gespiegelt, ich sei nie ein „clout chaser“ gewesen. Die Energie für mein gesellschaftliches Engagement und die Vision von möglichem Wandel kam aus der mentalen Unterdrückung, die ich für mich und mein Überleben zu überwinden suchte.

„Mein Engagement speiste sich aus purem Überlebenswillen.“

Ich habe viel mit angestoßen, wir haben unsere Geschichten aufgedeckt und damit uns und der Gesellschaft ein großes Geschenk gemacht. Wir haben Sprache kritisch hinterfragt und für uns Selbstbezeichnungen geschaffen, um von den uns unaufhörlich negativen, diskriminierenden, vernichtenden (Wort-)Bildern wegzukommen. Wir haben anfangs dafür gekämpft, dass wir uns selbst definieren, dass wir miteinander ins Gespräch kommen und voneinander lernen, dass wir raus aus der gesellschaftlichen Vereinzelung treten, hin zu einer Community, Gemeinschaft. Mit der Zeit haben wir verstanden, dass es, auch in Deutschland, nicht die eine Schwarze Gemeinschaft gibt. Wir wurden immer mehr und sind sehr verschieden, also sind auch unsere Erfahrungen, Vorgehensweisen, unsere direkten Ziele, unsere Visionen nicht gleich. In unserer Verschiedenheit können wir uns austauschen, zusammentun, unterstützen und Energien bündeln; Verschiedenheit ist Stärke. Dies gilt für die Gesamtgesellschaft ebenso wie für unsere Bewegungszusammenhänge.

„Es gibt Überschneidungen, aber auch Unterschiede.“

In den letzten Jahren wurden weiter neue Begriffe gefunden, die wir damals, 1985, einfach noch nicht in Deutsch fassten. Ich kann für mich sagen, dass ich immer von einem panafrikanischen Gedanken getragen wurde, denn der hatte unter Zusammenschluss der Diaspora mit Menschen auf dem afrikanischen Kontinent schon zuvor für die nominelle Befreiung aus dem aufgezwungenen Kolonialstatus gesorgt. Das Wort „afrodiasporisch“ nahmen wir, noch, nicht in den Mund, obwohl es nahe gelegen hätte. Lebensbedingungen und Schicksale Schwarzer Menschen in Deutschland und deutschsprachigen Ländern mussten erst entdeckt werden, um damit auch hier koloniale Kontinuitäten zu entdecken. Kolonialismus war noch gar nicht abgeschafft, begriffen wir, er manifestierte und manifestiert sich bis heute in den wenig angetasteten, kaum hinterfragten Strukturen. Unsere Machtstrukturen bauen unter anderem auf Unterdrückung in – von Europa ausgehenden – kolonialen Zusammenhängen auf. Postkolonialismus heißt eben nicht, dass dieser überwunden wäre, es markiert, dass wir uns in einer Ära befinden, in der wir noch immer koloniale Dominanz- und Unterdrückungsstrukturen überwinden müssen.

Heute sehe ich, dass es ein Feld von engagierten Schwarzen Menschen um mich herum gibt, mit sehr vielen Fähigkeiten, breitem und sehr unterschiedlichem Wissen, sehr vielen Ansätzen. Heute stoße ich immer wieder einzelne Projekte, häufig kleinere Projekte an, hier und da. In der Hoffnung, dass diese dann Vorbild für andere sind, Lücken schließen, eventuell auch groß werden.

Im Wesentlichen freut es mich zu sehen und mitzuerleben, was die vielen anderen engagierten Menschen um mich herum bewegen. Dabei hat sich auch geändert, dass es unter *weißen* Menschen viel mehr gibt, die sich auf den Weg gemacht haben, ihre Positionierungen zu reflektieren und daraus Energie für gesellschaftlichen Wandel hin zu einem besseren Miteinander zu entwickeln, statt darin zu stagnieren.

Und – wir hatten damals noch kein Wort dafür, aber von Anfang an habe ich mich nicht nur für Schwarzes Leben, sondern auch für Handlungsspielräume und Entscheidungsmacht als Frau eingesetzt. Dabei habe ich mich früher dezidiert nicht als Feministin bezeichnet, da dieser Begriff hierzulande so stark von *weißen* Frauen und deren teils uns ausschließenden Kämpfen geprägt war. Stattdessen bezeichnete ich mich als *womanist*, ein Begriff, den die US-amerikanische Schriftstellerin Alice Walker prägte und der in ihrem Essayband „In Search of Our Mother’s Gardens“ (1983) durchscheint. Es geht nicht nur um eine Gleichheit unter den Geschlechtern, sondern auch um die gleichzeitige Bekämpfung von Unterdrückung auf Grund anderer sozialer Konstruktionen wie Klasse und *race*. Es geht auch um die Erfindung und Erprobung einer emanzipatorischen Erziehung, dem Wegbereiten für die nächste Generation. Es war klar, dass es dafür auch Spiritualität brauchte, die ebenfalls ganz neu wiederentdeckt werden musste.

Das alles bedeutete für mich die Identifikation mit dem Konzept des *womanism*. Heute haben wir den Begriff Intersektionalität, heute sprechen wir auch von Schwarzem Feminismus, wobei ich mir nicht sicher bin, wie individualisiert oder gemeinschaftlich dieser verstanden und ausagiert wird.

5 Was sich auch geändert hat: Ich werde als ältere Bewegungsperson angesehen und honoriert – und das schon zu meinen Lebzeiten! Das sehe ich als Geschenk. In die Intersektionalität müssen wir allerdings die Lebensaspekte und damit auch die Unterschiede in Perspektiven, aber auch Bedürfnissen in den verschiedenen Lebensaltern einbeziehen.

Meine Schwerpunkte damals wie heute waren, dass ich in Deutschland eine Schwarze Community haben wollte, geradezu brauchte. Es gab in den 1980er Jahren verschiedene afrikanische Communities, die sich jeweils aus ihren regionalen, sprachlichen, kulturellen, nationalen Bezügen vom afrikanischen Kontinent direkt speisten.

Meine Sprache war allerdings Deutsch, meine Kultur war ebenfalls deutsch, allerdings nicht von der dominanten Warte aus – meine Erfahrungswelten hatten damals noch keinen Platz. Heute haben wir auch den Begriff afrodiasporisch, der sehr schillernd sein und viele unserer diversen Lebensrealitäten umschreiben kann. Daneben oder darin gibt es weiterhin Schwarze, afrikanische oder afro-deutsche Realitäten.

„Wir sind divers, wir sind kreativ und suchen Selbstbestimmung.“

Ein weiterer Schwerpunkt war und ist Anti-Rassismus Arbeit. Heute können wir Rassismus als solchen benennen, das ist inzwischen in der Dominanzgesellschaft angekommen, auch dort wird es diskutiert und es gibt aus jener Mitte durchaus Menschen, die Verbündete werden.

Anfangs, in der allerersten Aufbauphase machten einige, darunter ich, viel Öffentlichkeitsarbeit. Wir gingen in die Medienlandschaft, gaben Interviews für Radios, Zeitschriften, für das Fernsehen. Wir wollten gehört und gesehen werden auch von unseren Schwarzen Geschwistern, die etwas von der neu aufkeimenden Bewegung mitbekommen sollten. Das funktionierte.

Gleichzeitig waren wir sehr auf Schwarzes miteinander Erleben, Handeln und Verhandeln fokussiert. Unsere kreativen Kräfte entwickelten wir im Spiegel zueinander, gestützt und bezogen aufeinander. Sie zeigten sich in künstlerischen Produktionen, Poesie, Performances, Theater, Musik, Familien-, Kinder- und Jugendarbeit, Spracharbeit, Biographiearbeit, unserer eigenen und von denen, die vor uns da waren, wir erprobten uns.

„Heute gibt es viele Angebote, um den Fokus auf Achtsamkeit zu lenken.“

Die Bewegung Schwarzer Frauen, ADEFRA, Schwesterorganisation der ISD, war schon sehr früh *auch* der Achtsamkeit, Heilung und (Selbst-)Liebe, Selbstfürsorge und der Fürsorge füreinander gewidmet. Das gilt im Übrigen bis heute.

Ich konnte und kann davon profitieren, indem ich hier ein Umfeld finde, wo ich häufig einfach teilnehmen kann, ohne immer auch zu organisieren, leiten zu müssen. Alles, was wir tun, ist in dem Bestreben, dass wir ein gutes, gesünderes Klima um uns herum kreieren, in dem wir heilen und gesunden können. Heute nehmen Schwarze Menschen auch viel mehr und bewusster in den Blick, dass wir als Mensch Teil der Natur sind, Teil des Universums, des Kosmos. Die Fürsorge erstreckt sich also nicht nur auf uns als Menschen, sondern hat auch den Erhalt der Natur im Sinn. Wobei wir als Menschen uns von Natur gar nicht getrennt denken können, ohne krank zu werden.

Zusammenfassend war und bleibt für mich wichtig, dass ich in der Bewegung offen dafür wurde, dass das Leben aus **lebenslangem Lernen** besteht. Ich weiß nie alles, aber ich bin offen für die Anliegen meiner Mitmenschen. Nur durch intensives, aufmerksames, aktives Zuhören erfahre ich von vielen unterschiedlichen Lebensrealitäten und Kämpfen; wir sind sehr verschieden positioniert, zum Beispiel was Sicherheit durch Staatsangehörigkeit, über prekären Aufenthaltsstatus wie bei (Ketten-)Duldung bis hin zur absoluten Verunsicherung durch Verwehrung eines legalen Aufenthaltsstatus, aber auch was Bildung, Beruf und materielle Absicherung, familiäre Einbindung, körperliche Befähigung oder Behinderung, persönliche Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten und kulturelle Teilhabe betrifft.

Die weiße Gesellschaft hatte mir mit ihren dominanten Ausschlussmechanismen solche persönlichen Lernmomente versagt. Erst durch den Zusammenschluss mit anderen Schwarzen Menschen erfuhr ich mich, konnte mich der Welt, den Schönheiten der Welt öffnen und mich durch zwischenmenschliche Erfahrungen weiterentwickeln – ganz werden, *whole* werden.

Ich kann für mich selbst sagen, dass ich mit meinem jeweils begrenzten Wissen und Fähigkeiten doch immer versucht habe, alle Aspekte zu verbinden, die Klammer zu finden. Schon sehr früh wollte ich zu dem spirituellen Ganzen, zur Gesundung, Heilung hinwirken, da ich ebenfalls früh erkannte, dass Diskriminierung und Stress krank machen und auf verschiedensten Wegen bis hin zum Tod führen. Tod durch Krankheiten oder durch Verzweiflung am Leben. Da habe ich noch nicht die Formen mitgedacht, in denen andere Menschen durch deren Gewaltanwendung den Tod verantworten. Für die Weiterlebenden bleibt das Leben danach immer auch schmerzhaft, ja traumatisch.

Welche Ziele verfolgen Sie heute in ihrer politischen Arbeit?

Ich bin unterschiedlich verortet in meinem Sein, Schwarz ist ein Thema, feministische Themen beschäftigen mich ebenso wie Spiritualität.

„Alles verbindet und wir streben im besten Fall danach, ein Ganzes zu werden; in eine einzige Richtung zu laufen, deckt nicht eine ganze Person ab.“

Darin sehe ich die Bedeutung von Schwarzen Bewegungen in der noch immer weiß dominierten Welt und Machtstruktur. Aber es gibt noch so viele andere Themen, die mir auch wichtig sind, wo ich aber nicht Vorreiterin bin, sondern eher froh, dass ich mich einklinken und lernen darf. Zum Beispiel manifestiert sich Dominanzgebaren auch gegenüber Natur und der Umwelt und führt auch hier zu Katastrophen, daran ist auch die europäische Kolonialgeschichte mitbeteiligt.

Alles ist miteinander verbunden. Wir müssen Werte neu erfinden, in denen Achtung und Achtsamkeit allen und allem gegenüber die Leitprinzipien werden. Wichtig ist mir dabei immer der Aspekt von Bewegung: Initiative bedeutet für mich Bewegung, und ich bleibe in Bewegung, mit vielen anderen, nicht allein.

Welche Ziele haben Sie seit der Gründung der ISD bereits erreichen können?

„Da stellt sich zunächst die Frage: Welche Ziele haben wir uns eigentlich gesetzt?“

Persönlich hatte ich mir keine direkten Ziele gesetzt, um später prüfen zu können, welche davon erreicht wurden. Die Schwarze Bewegung war und ist kein zeitlich begrenztes Projekt, dem dann vielleicht ein anderes folgen würde. Es war der Befreiungsschlag und hat mich seit meiner jungen Erwachsenenzeit begleitet und geprägt und gestärkt. Der Plan war nie, Ziele zu setzen und die Erreichbarkeit später zu überprüfen, der Plan war das pure Überleben, teils physisch, vor allem aber auch psychisch. In den Anfängen der Bewegung haben wir viel geweint, denn es gab so viele, die schon in jungen Jahren starben. Daraus entwickelte sich ein Leit- und Leidspruch „Rassismus tötet.“

„Ich aber, ich wollte leben, das war mein persönliches Ziel.“

Das habe ich erreicht, das ist eine große Leistung, nachdem ich ja in eine Gesellschaft geboren war, die mir keine Lebenschance und keine Liebe bieten wollte. Mein anfängliches Schicksal ist hier nur exemplarisch, wir machten uns auf den Weg und der Weg ist das Ziel.

Erreicht haben wir jedoch schon eine Menge: Sprache, wir haben Selbstbezeichnungen gefunden, die sich immer noch weiterentwickeln. Rassismus wird endlich benannt und systematisch von uns bekämpft. Schwarze Geschichte mit deutschen Kontexten wurde und wird aufgedeckt, koloniale Kontinuitäten aufgezeigt und viel Brisanz in politischen Auseinandersetzungen erlangt. Wir sind auf einem langsamen Weg zu Antidiskriminierungsgesetzen. Wahrscheinlich tut sich diesbezüglich auf kommunaler Ebene noch mehr, aber ich wünsche und hoffe, dass sich auch auf Landes- und Bundesebene mehr bewegt.

Dinge, die wir noch erreichen wollen, sind definitiv eine Reform des Aufenthaltsrechtes und einen sicheren, langfristigen Aufenthalt ohne drastische Einschränkungen und ewige Duldungen. Das Konzept Nationalstaat ist nun einmal problematisch und ein krasses, politisch ausgrenzendes Machtinstrument. Mein persönliches Ziel wäre: keine Ausgrenzung von bestimmten Menschengruppen mehr. Es ist zwar kein offizielles ISD-Ziel, aber wir unterstützen Gruppierungen, die sich für diese Themen stark machen wie zum Beispiel Women in Exile und Karawane.

Ihre Arbeit verbindet, wie sie bereits erwähnt haben, den Kampf gegen verschiedene gesellschaftliche Ungerechtigkeiten. Warum ist eine intersektionale Herangehensweise in der politischen Arbeit so wichtig?

Ich habe schon intersektional gehandelt, bevor das Wort in Deutschland angekommen war. Die Motivation? Mein eigener Erfahrungshintergrund, ich kann ja nicht Aspekte meiner Person voneinander abtrennen und dann die Thematiken einzeln und hintereinander abhandeln. Alles passiert gleichzeitig und ich nehme mich selbst als ein Ganzes wahr. Intersektionalität bezieht sich nicht nur auf Diskriminierungserfahrungen, sondern auf sämtliche Erfahrungen, die ich mache aufgrund dessen, was ich bin, wer ich werden möchte oder was andere in mich hineinlesen und womit ich also umgehen muss. So wie unsere Gesellschaft funktioniert, sind dies häufig diskriminierende Aspekte.

„Ich hatte nie den Anspruch, „alles“ auf dem Schirm zu haben, aber aus meinen Erfahrungswelten, und hierzu gehört auch, was ich durch Zuhören oder durch Zusehen, Hinsehen lerne, heraus versuche ich, die Welt zu einem besseren Ort zu machen.“

Für mich und für andere, da ich ja ein Gemeinschaftswesen bin. So war ich, wie andere Menschen auch, immer in verschiedenen Feldern unterwegs, hab alles in meine Erfahrungswelten integriert und mich weiterentwickelt. Natürlich hatte ich dabei nie alles auf dem Schirm.

8 Ich hatte schon immer den Anspruch des lebenslangen, eigenen Weiterlernens. Ich habe immer hinterfragt: Wie bin ich, wie sind andere unterschiedlich betroffen? Damit suche ich immer wieder Wege zu einer gerechteren Teilhabe als Teil dieser Gesellschaft. Manchmal gelingt dies und wir alle kommen einen Schritt weiter, manchmal dauert es ewig lange und die Geduld wird durchaus auf die Probe gestellt.

Wie wichtig ist Intersektionalität für die zukünftige Arbeit, nicht nur der ISD? Wie wollen wir uns präsentieren, so dass Leute sich in unsere Bewegungszusammenhänge begeben?

Intersektionalität verstehe ich als einen Schlüssel dafür, einen neuen Umgang miteinander zu finden.

„Wenn nicht intersektional gedacht und gehandelt wird, dann reproduzieren sich Unterdrückungsmechanismen, auch in emanzipatorischen politischen Kontexten.“

Es geht darum, unterschiedliche Diskriminierungsformen, von denen Menschen in ihrer Ganzheit betroffen sind, zu erkennen und sie als Basis für je individuelle Erfahrungen und Schlussfolgerungen hieraus zu erkennen und – vor allem – überhaupt anzuerkennen.

Ausschlussmechanismen funktionieren immer über Diskriminierung, Herabsetzung, Entmenschlichung. Es geht dann darum, verschiedene Kämpfe oder auch nur Lebensthemen miteinander zu verbinden und Räume zu schaffen, in denen Schwarze Menschen in ihrer Ganzheit möglichst diskriminierungsarm sein können. Nach solch einem Anspruch richte ich mein Leben weiterhin aus und ich hoffe, dass ganz viele mitgehen, auch – aber natürlich nicht beschränkt auf - Bewegungszusammenhänge.

Was möchte ich in naher und ferner Zukunft?

Ich hätte in Frankfurt gerne konkrete, physische Räume, in denen Schwarze Menschen einander begegnen und sich ausprobieren und stärken können. Räume in unserer Stadt, in denen wir unsere Leben und Lebenszusammenhänge aktiv gestalten können.

Zu solchen Räumen gehören idealerweise Büros für konzeptionelle politische Arbeit, ebenso wie für Beratung, Versammlungs- und Veranstaltungsräume, Räume für Kinder und Jugendliche, eine Bibliothek, ein Bewegungsarchiv und vielleicht ein Wohnprojekt. Am Ende ist es dann vielleicht sogar ein Zentrum. Auch ein Stadtgarten wäre schön, denn die Lebensqualität steigt in Verbindung mit der Natur. Natur hilft uns, Stress abzubauen und ganzheitliche Perspektiven nicht nur zu theoretisieren, sondern sie auch zu erfahren.

Räume, Orte, die den eigenen Bedürfnissen entsprechen und die auch selbst gestaltet werden, sind eine wichtige Grundlage für Empowerment. Schwarze Menschen haben bereits sehr viel, und vor allem ehrenamtlich, unentgeltlich dafür getan, dass es ideelle und punktuell auch physische Räume gibt. Anfangs öffneten wir unsere, häufig bescheidenen, privaten Räume. Gemeinschaft braucht Räume um zu wachsen.

Um dies alles ins Auge zu fassen, braucht es Förderung. Förderung in Form von Perspektiven eröffnen, aber auch in Form von finanzieller Unterstützung, sowohl für Arbeitsstellen, für Miete und für Veranstaltungen.

Förderung von Projekten, die Perspektiven Schwarzer Menschen in den Fokus nehmen, sollte institutionell im städtischen Haushalt verankert werden. Projektförderung baut strukturelle Benachteiligung nicht nachhaltig ab, sondern maximal für einen bestimmten, befristeten Zeitraum. Nach Ablauf der Frist fallen solche Projekte, egal wie gut, ganz schnell in ein tiefes Loch, aus dem sie nie wieder auftauchen. Was geschieht mit den Menschen, deren Projekte fallen gelassen werden? Wohin und wie unsanft fallen diese Menschen? Zudem müssten Jahre oder Generationen später andere Menschen wieder neu starten, statt auf Vorhandenem und vor allem auch auf der vorhandenen Expertise aufbauen zu können.

„Wahre Förderung sehe ich als ein Umverteilen von Ressourcen, an deren Generierung wir und unsere Vorfahren sowieso beteiligt waren und sind.“

Diese kann auf verschiedenen Ebenen stattfinden: Zugänge schaffen zu Ressourcen in materiellen Bereichen, in der Wissensproduktion, an der Wissensteilhabe.

In diesem Sinne würde die Marginalisierung, hier mit Blick auf rassistisch motivierte Diskriminierung, aufgeweicht und in der langen Zukunftsvision aufgehoben. Ich freue mich, wenn ich tatsächlich eine Welt mit besserem Zusammensein noch erleben darf. Und könnte dann zufrieden auf mein gesellschaftliches Engagement zurückblicken, das mit dazu beigetragen haben wird.

Das Interview führte Latifah Cengel, Frankfurt am Main, 05.10.2022